

Religionswelten  
Studien zu Religionswissenschaft, Religionsgeschichte und  
Ethnologie

Herausgegeben von  
Mariano Delgado und Klaus Vellguth  
im Auftrag der Görres-Gesellschaft

Band 4  
Kanon und Diskurs

Mariano Delgado / Klaus Vellguth (Hg.)

# Kanon und Diskurs

Religionswissenschaftliche, ethische und  
theologische Perspektiven

Matthias Grünewald Verlag

## VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS  
ESCHBACH  
GRUNEWALD  
THORBECKE  
SCHWABEN  
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe  
mit Sinn für das Leben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2026

Alle Rechte vorbehalten

© 2026 Matthias Grünewald Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Senefelderstr. 12, 73760 Ostfildern

[produktsicherheit@verlagsgruppe-patmos.de](mailto:produktsicherheit@verlagsgruppe-patmos.de)

[www.gruenewaldverlag.de](http://www.gruenewaldverlag.de)

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7867-3424-6

## Inhalt

Vorwort .....	7
Mariano Delgado und Klaus Vellguth Kanon und Diskurs .....	9
Johanna Rahner Der Kanon, die Schrift, das Dogma und der Hl. Geist oder: Warum die Identität von Kirche immer eine narrativ-offene ist ...	21
Irene Dingel Kanonbildung im Zeitalter der Reformation .....	35
Michael Quisinsky Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) als Ereignis und Auftrag der Kanonbildung? Perspektiven verbindender Lehrentwicklung zwischen Katholizität und Synodalität .....	49
Annette M. Boeckler „Gesetz und Propheten“ und sonstige Schriften Zur Kanonbildung im Judentum .....	63
Ömer Özsoy Offenbarung, Tradition und Schrift: zu Kanonbildungsprozessen im Islam .....	77
Johann Figl Kanonbildung heiliger Schriften im Buddhismus – in der Begegnung mit dem Christentum .....	91
Klaus von Stosch Kanonbildung in der Spätantike in der Perspektive Komparativer Theologie Untersuchungen zur Rolle des Christentums bei der Entstehung von Talmud und Koran .....	105

Mariano Delgado	
<b>Zwei katholische Versuche zur theologischen Kanon-Bildung in der Frühen Neuzeit</b>	
Die Festlegung der Merkmale zur Kirchenlehrererklärung durch Benedikt XIV. und die neue theologische Methode Melchior Canos .....	117
Klaus Vellguth	
<b>Zaghafte ökologische Diskurse und der mühsame Weg ihrer Kanonisierung in der katholischen Kirche</b>	
Ein halbes Jahrhundert im Spiegel schöpfungstheologischer Annäherungen .....	129
Jan Juhani Steinmann	
<b>Ökologie der Selbstwerdung</b>	
Christentum und Transhumanismus .....	153
Autorinnen und Autoren .....	171

## Vorwort

Die Kanonisierung und die damit verbundenen Diskurse spiegeln reziproke hermeneutische Prozesse wider. Die Auseinandersetzung mit diesen Prozessen lässt sich gleichermaßen in Religion, Theologie, Gesellschaft und Wissenschaft feststellen. Kanonisierung – verstanden als Prozess der Auswahl, Normierung und Institutionalisierung von Texten, Praktiken oder Traditionen – ist niemals isoliert zu betrachten, sondern immer eingebettet in einen komplexen Austausch zwischen religiösem Selbstverständnis, kirchlichen Ordnungen und akademischem Diskurs. Dabei stellt sich die Frage, wie Religionen ihre eigenen Maßstäbe und Leitwerke definieren und wie diese wiederum in gesellschaftliche, kulturelle und wissenschaftliche Kontexte hineinwirken.

Der vorliegende vierte Band der Reihe „Religionswelten“ dokumentiert die Vorträge der Sektion „Religionswissenschaft, Religionsgeschichte und Ethnologie“, die im Rahmen der Jahrestagung der Görres-Gesellschaft zum Thema „Kanon und Diskurs“ im September 2025 in Mannheim gehalten wurden. Die Autorinnen und Autoren nähern sich dem Thema sowohl historisch als auch systematisch, vergleichend und ethnographisch. Sie zeigen, dass Kanonisierung nicht nur ein abgeschlossener Prozess der Vergangenheit ist, sondern ein fortdauerndes Phänomen, das religiöse Identitäten, Gemeinschaften und wissenschaftliche Erkenntnis gleichermaßen formt. Die Beiträge spiegeln ein breites Spektrum methodischer und theoretischer Perspektiven wider und zeigen exemplarisch die Dynamik, die zwischen Kanonisierung und Diskurs existiert beziehungsweise sich entfaltet: Einerseits prägen kanonisierte Texte, Praktiken und Normen die religiöse Selbstdefinition, andererseits werden diese durch Interpretation, Kritik und Forschung ständig neu bewertet. Ziel des hier vorliegenden Bandes ist es, die vielschichtigen Wechselwirkungen zwischen Kanonbildung und Diskurs sichtbar zu machen.

Der in der Reihe „Religionswelten“ publizierte Band „Kanon und Diskurs“ enthält Beiträge von Annette M. Boeckler, Mariano Delgado, Irene Dingel, Johann Figl, Ömer Özsoy, Michael Quisinsky, Johanna Rahner, Jan Juhani Steinmann, Klaus von Stosch und Klaus Vellguth. Er dokumentiert die Sektionstagung „Kanon und Diskurs“ und wurde darüber hinaus durch einzelne Beiträge ergänzt.

Unser Dank gilt neben den Autorinnen und Autoren sowohl Pascal Collinet für die sorgfältige Manuskriptbetreuung und die

Satzarbeiten als auch Volker Sühs für die gute verlegerische Begleitung des Projektes.

*Mariano Delgado und Klaus Vellguth*

## Kanon und Diskurs

*Mariano Delgado und Klaus Vellguth*

Eine stets dynamische Wechselwirkung besteht zwischen der Kanonisierung und dem religiösen, kirchlichen, theologischen beziehungsweise wissenschaftlichen Diskurs. Dabei stellt sich die Frage, wie Religionen ihre eigenen Standards und Leitwerke definieren.

Der Beitrag „Der Kanon, die Schrift, das Dogma und der Hl. Geist oder: Warum die Identität von Kirche immer eine narrativ-offene ist“ von Johanna Rahner widmet sich der Kanonbildung im Horizont der altkirchlichen Dogmengeschichte und nimmt das Konzil von Nizäa (325) als paradigmatischen Ort normativer Verdichtung in den Blick. Ausgehend von der nizänischen Festlegung, Jesus Christus sei *homoousios* mit dem Vater, also „wesensgleich“ und damit im vollen Sinne Gott, rekonstruiert sie die theologische und ekklesiale Dynamik, in der ein umstrittener Bekenntnissatz den Anspruch universaler Verbindlichkeit erhielt. Dabei wird deutlich, dass die nizänische Entscheidung keineswegs unmittelbar zu einer einhelligen Rezeption führte. Vielmehr war das Konzil Auftakt eines über Jahrzehnte andauernden Ringens um die angemessene Interpretation seiner Formel. Erst im weiteren Verlauf des vierten Jahrhunderts, im Prozess kontroverser Auseinandersetzungen, synodaler Klärungen und machtpolitischer Verschiebungen, bildete sich ein Deutungskonsens heraus, der dem nizänischen Bekenntnis retrospektiv den Charakter normativer Eindeutigkeit verlieh. Kanonbildung erscheint hier nicht als punktuelles Ereignis, sondern als geschichtlicher Prozess, in dem sich Autorität, Rezeption und theologische Argumentation wechselseitig stabilisieren. Vor diesem Hintergrund stellt Rahner die systematisch-theologisch weiterführende Frage nach der Verbindlichkeit des Dogmas. Zwar erkennen die großen christlichen Kirchen das nizänische Glaubensbekenntnis – in seiner erweiterten konstantinopolitanischen Fassung – bis heute offiziell an. Zugleich verweist die gegenwärtige Glaubenspraxis auf eine erhebliche Differenz zwischen dogmatischer Norm und faktischer Glaubensüberzeugung. In Anlehnung an Michael Seewald lässt sich beobachten, dass sich heute die meisten Gläubigen kaum eindeutig in die theologischen Konfliktlinien des vierten Jahrhunderts einordnen ließen. Damit rückt ein grundlegendes Problem katholischer Kanonbildung in den Fokus:

Worin gründet die Maßstäblichkeit eines Dogmas, wenn seine historische Genese plural und seine gegenwärtige Rezeption differenziert ist? Rahners Beitrag versteht das nizänische Bekenntnis nicht allein als abgeschlossene Lehrentscheidung, sondern als exemplarischen Fall für die Spannung zwischen normativer Setzung, geschichtlicher Auslegung und lebendiger Glaubenspraxis. In dieser Perspektive wird Dogma als kirchlicher Kanon sichtbar, der seine Verbindlichkeit nicht jenseits, sondern innerhalb der Geschichte entfaltet.

Mit der Reformation verlagert sich der Fokus der Kanonbildung in einen neuen kirchen- und theologiegeschichtlichen Kontext. Irene Dingel zeigt in ihrem Beitrag „Kanonbildung im Zeitalter der Reformation“, dass Kanonisierung im 16. Jahrhundert nicht lediglich als Übernahme tradierter Autoritäten zu verstehen ist, sondern als bewusster Prozess der normativen Neuordnung. Maßgeblich war das reformatorische Anliegen, Glauben, Lehre und kirchliche Praxis an einer als verbindlich erachteten Norm auszurichten. In den Mittelpunkt rückten dabei Schrift und Bekenntnis. Zunächst geriet der Kanon der biblischen Bücher selbst in die Diskussion. Fragen nach Umfang, Anordnung und theologischer Gewichtung der Schriften wurden neu verhandelt. Damit war Kanonbildung nicht nur eine Angelegenheit der Auslegung, sondern betraf die Bestimmung des normativen Textbestandes selbst. Doch noch nachhaltiger wirkte ein zweiter, oft weniger beachteter Prozess: die Sammlung und autoritative Zusammenstellung ausgewählter Bekenntnistexte in sogenannten Corpora Doctrinae. Diese Textcorpora bündelten Schriften mit Bekenntnischarakter und verliehen ihnen durch kirchliche und insbesondere obrigkeitliche Einführung normativen Status. Kanonbildung erscheint hier als komplexes Geflecht theologischer, politischer und gesellschaftlicher Dynamiken. Indem die reformatorischen Territorien bestimmte Bekenntnisschriften offiziell rezipierten und implementierten, erhielten diese Sammlungen nicht nur innerkirchliche, sondern auch öffentlich-rechtliche Verbindlichkeit. Besonders die von Wittenberg geprägte Reformation entwickelte auf dieser Ebene eine prägende Wirkung. Zugleich lassen sich vergleichbare Kanonisierungsprozesse in anderen europäischen Zentren der Reformation beobachten, sodass sich die frühe Neuzeit insgesamt als eine Phase intensiver normativer Selbstvergewisserung beschreiben lässt.

Dingels Beitrag erweitert damit den Blick auf Kanonbildung über die altkirchliche Dogmengeschichte hinaus. Er macht deutlich, dass Kanonisierung nicht allein in der Festlegung dogmatischer Formeln besteht, sondern ebenso in der institutionellen und politischen Absicherung normativer Texte. In der Spannung von Schriftprinzip, Bekenntnisbildung und obrigkeitlicher Durchsetzung gewinnt Kanonbildung im Zeitalter der Reformation eine neue, langfristig wirkmächtige Gestalt.

Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil rückt Kanonbildung in eine ekklesiologisch erneuerte Perspektive. Michael Quisinsky fragt in seinem Beitrag „Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) als Ereignis und Auftrag der Kanonbildung? – Perspektiven verbindender Lehrentwicklung zwischen Katholizität und Synodalität“, inwiefern das Konzil selbst als Ereignis und zugleich als fortdauernder Auftrag der Kanonbildung verstanden werden kann. Ausgangspunkt ist eine der hermeneutischen Errungenschaften des Konzils: die Überwindung einer „Steinbruchexegeese“, die biblische Einzelzitate aus ihrem literarischen und theologischen Zusammenhang löste und zur isolierten Begründung lehramtlicher Positionen heranzog. An ihre Stelle trat eine erneuerte Sensibilität für den Kanon als theologische Größe und für die geschichtlichen Prozesse seiner Entstehung – nicht zuletzt angeregt durch Impulse der protestantischen Bibelwissenschaft. Eine zentrale Einsicht bestand darin, dass Kanonbildung und Ekklesiogenese in der frühen Kirche nicht getrennte Vorgänge waren, sondern einen gemeinsamen, vielgestaltigen und spannungsreichen Prozess bildeten. Die Ausbildung eines verbindlichen Schriftkanons vollzog sich im Kontext kirchlicher Selbstkonstitution; normative Textgestalt und kirchliche Identitätsbildung bedingten einander wechselseitig. Diese Perspektive eröffnet einen neuen Zugang zur Bedeutung konziliarer Texte selbst. Denn paradoxerweise ereilte das Konzil aufgrund des Umfangs und der Vielfalt seines eigenen „Textcorpus“ teilweise ein ähnliches Schicksal wie zuvor die Heilige Schrift: Auch seine Dokumente wurden nicht selten im Modus selektiver Zitierung rezipiert. Vor diesem Hintergrund stellt sich die hermeneutische Frage nach dem Verhältnis von „Buchstabe“ und „Geist“ des Konzils neu. Kann eine vertiefte Reflexion auf Kanon und Kanonbildung dazu beitragen, die konziliaren Texte als kohärentes Ganzes im Horizont lebendiger Tradition zu erschließen? Quisinsky verbindet diese Fragestellung mit einer ekklesiologischen Perspektive auf gegenwärtige Entwicklungen. Wenn Kanonbildung als dynamischer Prozess kirchlicher Selbstvergewis-

serung verstanden wird, eröffnet sich die Möglichkeit, ekklesiogenerische Dynamiken auch heute neu wahrzunehmen und zu gestalten. Damit geraten die inneren Zusammenhänge von Lehre und Liturgie, von kirchlichem Leben und Recht in den Blick – ebenso wie die Frage, wie sich Katholizität und Synodalität zueinander verhalten. Das Konzil erscheint so nicht nur als historisches Ereignis, sondern als normativer Referenzpunkt eines fortdauernden Prozesses verbindender Lehrentwicklung innerhalb der Kirche.

Mit dem Beitrag „Gesetz und Propheten‘ und sonstige Schriften. Zur Kanonbildung im Judentum“ von Annette M. Boeckler weitet sich die Perspektive der Anthologie auf die jüdische Kanonbildung und damit auf jene Traditionsgeschichte, die dem christlichen Schriftverständnis vorausliegt und es zugleich dauerhaft begleitet. Kanon erscheint hier nicht primär als einmalige Festlegung eines abgeschlossenen Textbestandes, sondern als funktionaler und diskursiver Prozess, der in seiner Struktur mit einem juristischen Kanon vergleichbar ist. Im Zentrum steht die Tora als normativer Kernbestand. Sie besitzt höchste Autorität und bildet den Maßstab religiöser Praxis wie theologischer Reflexion. Propheten und Schriften hingegen waren über längere Zeiträume Gegenstand intensiver Diskussionen. Ihre Anerkennung und ihr Rang innerhalb des Kanons waren Ergebnis differenzierter Aushandlungsprozesse. Die rabbinische Tradition bezeichnet jene Schriften, die aus der Zeit bis einschließlich Esra stammen und daher eine gesteigerte rechtsbegründende Autorität besitzen, als Bücher, die „die Hände verunreinigen“ – eine kulturelle Metapher, die ihre besondere Heiligkeit markiert.

Parallel zur Ausbildung dieses Schriftkanons entwickelte sich mit Mischna und Talmud ein zweiter, eigenständiger Kanon: die „mündliche Tora“. Auch sie beansprucht normative Geltung und konkretisiert die schriftliche Überlieferung in fortlaufender Auslegung. Kanonbildung vollzieht sich hier nicht in der Abgrenzung eines abgeschlossenen Corpus, sondern in der dynamischen Fortschreibung durch Kommentar und Diskurs. Der rabbinische Kanon bleibt insofern offen für Aktualisierung, ohne seine normative Struktur preiszugeben. Boecklers Beitrag macht deutlich, dass Kanonbildung im Judentum untrennbar mit der Auslegungsgemeinschaft verbunden ist. Normative Texte und gemeinschaftliche Identität konstituieren sich wechselseitig. Damit eröffnet sich eine traditionsgeschichtliche Tiefendimension, die auch für das christliche

Verständnis von Kanon und kirchlicher Autorität von grundlegender Bedeutung ist.

Der Beitrag „Offenbarung, Tradition und Schrift: zu Kanonbildungsprozessen im Islam“ von Ömer Öszozy zur Kanonisierung der Gründungsdokumente des Islams erweitert den Horizont der Anthologie um eine weitere monotheistische Traditionsgeschichte, in der sich Kanonbildung im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit vollzieht. Im Zentrum stehen Koran und Hadithe als die beiden maßgeblichen Schriftquellen des Islams, deren Genese, Fixierung und autoritative Anerkennung unterschiedliche Dynamiken aufweisen. Die historisch-kritische Koranforschung der letzten Jahrzehnte verortet die Entstehung und frühe Kodifizierung des Korantextes in der Hedschas-Region des 7. Jahrhunderts. Bereits zu Lebzeiten des Propheten Muhammad wurden Teile der zunächst mündlich tradierten Offenbarungen schriftlich festgehalten. Unter den Kalifen Abū Bakr und insbesondere ‘Uthmān erfolgte sodann eine Sammlung und Vereinheitlichung des Textes, die auf die Sicherung seiner Integrität zielte, ohne jedoch die Vielfalt anerkannter Lesarten vollständig zu beseitigen. Kanonbildung erscheint hier als Prozess der Textkonsolidierung, der normative Einheit bei gleichzeitiger Traditionspluralität herzustellen suchte. Demgegenüber setzte die Verschriftlichung der Hadithe, die Aussagen und Handlungen des Propheten sowie Berichte aus der Frühzeit der Gemeinschaft überliefern, zeitlich später ein. Die maßgeblichen Überlieferungssammlungen entstanden erst im 8. und 9. Jahrhundert. Die zeitliche Distanz zur Entstehungszeit sowie die komplexe Kette der Überlieferer führten zu differenzierten Kriterien der Authentizitätsprüfung und begründeten bis heute anhaltende wissenschaftliche Debatten. Neuere Forschungen ermöglichen jedoch eine differenziertere historische Einordnung einzelner Traditionen bis in die späte Umayyadenzeit. Der Beitrag fragt nach dem jeweiligen Charakter dieser beiden Quellen und danach, wie sich ihre Autorität im Zuge ihrer Kanonisierung veränderte. Dabei wird deutlich, dass Kanonbildung nicht nur die Sicherung eines Textbestandes bedeutet, sondern auch eine Transformation seiner Rezeption: Mit der Fixierung und normativen Anerkennung wandeln sich Funktion, Auslegung und rechtliche wie theologische Verbindlichkeit der Texte nachhaltig. In dieser Perspektive zeigt sich Kanonisierung als ein Prozess, in dem Textgestalt, Gemeinschaftsbildung und normative Autorität eng miteinander verflochten sind.

Mit dem Beitrag „Kanonbildung heiliger Schriften im Buddhismus – in der Begegnung mit dem Christentum“ von Johann Figl weitet sich die Perspektive auf die Kanonbildung im Buddhismus. Dabei wird bewusst von „Kanons“ im Plural gesprochen, da sich im Verlauf der buddhistischen Traditionsgeschichte unterschiedliche, je eigenständig autorisierte Textcorpora herausgebildet haben. In historischer und systematischer Perspektive zeichnet Figl die Entstehung und Ausformung dieser Kanones in den verschiedenen buddhistischen Strömungen nach. Angesichts der kaum überschaubaren Fülle kanonisch geltender Schriften konzentriert sich die Darstellung exemplarisch auf den Pāli-Kanon, der als ältester überlieferter Kanon besondere Bedeutung besitzt und paradigmatisch für frühe Prozesse der Sammlung, Ordnung und Autorisierung steht. Kanonbildung erscheint hier als ein vielschichtiger Vorgang, der mündliche Überlieferung, gemeinschaftliche Rezitation und spätere schriftliche Fixierung miteinander verbindet. Die Autorität der Texte gründet nicht allein in ihrer Verschriftlichung, sondern ebenso in ihrer Einbettung in klösterliche Praxis und Lehrtradition. Damit wird deutlich, dass auch im Buddhismus normative Textgestalt und religiöse Gemeinschaft in wechselseitiger Beziehung stehen. Im zweiten, religionsvergleichenden Teil wendet sich Figl der Begegnung mit dem Christentum zu. Zunächst werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede hinsichtlich zentraler Merkmale eines Kanons herausgearbeitet: Fragen nach Umfang, normativer Funktion, Verhältnis von Schrift und Auslegung sowie nach institutioneller Autorisierung treten in den Blick. Sodann wird geprüft, ob sich im Neuen Testament inhaltliche Anknüpfungspunkte finden lassen, die einen vertieften Dialog mit buddhistischen Traditionen ermöglichen könnten. Schließlich richtet sich das Augenmerk auf ein strukturelles Moment, das beide Religionen verbindet: das Verhältnis von schriftlichem Kanon und seiner je gegenwärtigen „Wortwerdung“. In beiden Traditionen bleibt der Kanon nicht auf den Textbestand beschränkt, sondern zielt auf eine lebendige Aneignung in Lehre, Praxis und Gemeinschaft. Figls Beitrag macht damit deutlich, dass Kanonbildung auch jenseits der abrahamitischen Religionen als Prozess religiöser Selbstverständigung zu begreifen ist. Zugleich eröffnet er eine vergleichende Perspektive, in der die christliche Reflexion auf Kanon und Tradition im Spiegel einer anderen großen Schriftreligion geschärft wird.

Klaus von Stosch setzt in seinem Beitrag „Kanonbildung in der Spätantike in der Perspektive Komparativer Theologie. Untersu-

chungen zur Rolle des Christentums bei der Entstehung von Talmud und Koran“ bei einem in der älteren Forschung weithin dominierenden Paradigma an: Danach sei das Verhältnis der abrahamitischen Religionen im Prozess ihrer Kanonbildung primär durch Abgrenzung und Exklusion geprägt gewesen. Für den Talmud wurde vielfach angenommen, das Christentum spiele in ihm keine relevante Rolle; für den Koran galt die Standardthese, er formuliere seine Grundpositionen vornehmlich in bewusster Zurückweisung zentraler christlicher Lehren. Religiöse Identitätsbildung erschien in dieser Perspektive als wechselseitig exklusiv – im Unterschied zu östlichen Religionen, denen man eher integrative Dynamiken zuschrieb. Der Beitrag stellt diese Ausgangshypothese im Licht neuerer Forschungen grundlegend infrage. Ohne bereits eine systematische Neubewertung vorzulegen, werden Beobachtungen zusammengetragen, die auf produktive Inklusionsmechanismen im Prozess der Kanonbildung hinweisen. Für das Judentum und die Entstehung des Talmuds werden dabei insbesondere Arbeiten von Daniel Boyarin und Michal Bar-Asher Siegal herangezogen, die komplexe Wechselwirkungen zwischen rabbinischem Judentum und frühem Christentum sichtbar machen. Diese Forschungen legen nahe, dass Grenzziehungen nicht selten gerade im Modus der Auseinandersetzung und Aneignung vollzogen wurden. In einem zweiten Schritt werden neuere Entwicklungen in der Koranexegese berücksichtigt, wie sie etwa von Angelika Neuwirth, Zishan Ghaffar, Muna Tatari und Jerusha Tanner Rhodes vertreten werden. Auch hier zeichnet sich ein Bild ab, das die Entstehung des Korans stärker in spätantike Diskursräume einbettet und interreligiöse Bezüge nicht nur als polemische Abgrenzung, sondern als komplexe Intertextualität versteht. Damit verschiebt sich der Blick auf Kanonbildung insgesamt: Sie erscheint nicht mehr ausschließlich als Prozess identitärer Selbstbehauptung durch Ausschluss, sondern auch als dynamische Auseinandersetzung, in der Elemente anderer Traditionen aufgenommen, transformiert und neu konfiguriert werden. Von Stoschs Beitrag eröffnet so eine Perspektive, in der die abrahamitischen Religionen in ihrer Entstehungsgeschichte stärker als miteinander verflochtene Diskursgemeinschaften wahrgenommen werden – eine Einsicht, die auch für gegenwärtige theologische Verhältnisbestimmungen von Bedeutung ist.

Mariano Delgado analysiert zwei unterschiedliche, gleichwohl komplementäre Versuche theologischer Kanonbildung in der katholischen Frühen Neuzeit: die Normierung des Titels „Doctor ec-

clesiae“ durch Benedikt XIV. sowie die methodische Systematisierung der Theologie in Melchior Canos „*De locis theologicis*“ (1563). Beide Ansätze zielen auf die Bestimmung dessen, was als maßgebliche, „gute“ Theologie gelten kann – der eine vom Lehramt her, der andere aus der Selbstreflexion der scholastischen Theologie. Im ersten Teil zeichnet Delgado die Entwicklung des Instituts der Kirchenlehrer nach. Mit Benedikt XIV. wurde 1741 ein Verfahren formalisiert, das drei Kriterien für die Ernennung festlegte: hervorragende Lehre, ausgezeichnete Heiligkeit des Lebens und die förmliche Erklärung durch Papst oder Konzil. Damit verband sich eine spezifische Form kirchlicher Kanonisierung: Nicht Texte, sondern Personen werden als normative Orientierungsfiguren ausgezeichnet, deren Lehre für die Gesamtkirche bleibende Bedeutung beansprucht. Historisch zeigt sich jedoch, dass diese Kanonbildung nicht frei von kirchenpolitischen und ordnungsspezifischen Akzentsetzungen ist. Die Ausweitung des Titels auf spirituelle Autoren, Missionare, Diakone und schließlich auf Frauen – erstmals 1970 – verdeutlicht eine dynamische Entwicklung, die insbesondere nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil neue Impulse erhielt. Zugleich wirft Delgado kritische Fragen auf: Ist die Bindung des Titels an die Heiligsprechung sachgerecht, oder werden dadurch bedeutende theologische Stimmen ausgeschlossen? Wird das Kriterium der „*eminens doctrina*“ zu eng im Sinne lehramtlicher Konformität verstanden? Und in welchem Verhältnis stehen Lehramt und Lehrcharisma, insbesondere im Blick auf Frauen? Auch die faktische Rezeption der Kirchenlehrer – mit einer deutlichen Dominanz Augustins und des Thomas von Aquin – macht sichtbar, dass kirchliche Kanonisierung und tatsächliche Wirksamkeit auseinanderfallen können. Der zweite Teil widmet sich Melchior Cano, dessen Werk „*De locis theologicis*“ einen systematischen Versuch darstellt, die methodischen „Fundorte“ theologischer Argumentation verbindlich zu ordnen. In Auseinandersetzung mit der Reformation entwickelt Cano eine Hierarchie theologischer Autoritäten: Schrift und Tradition bilden die eigentlichen Prinzipien; Lehramt, Konzilien und Kirchenväter fungieren als interpretierende Instanzen; natürliche Vernunft, Philosophie und Geschichte erscheinen als externe Hilfsquellen. Kanonbildung vollzieht sich hier als methodische Normierung – als Festlegung legitimer Quellen und Argumentationsweisen theologischer Erkenntnis. Delgado würdigt Canos Ansatz ambivalent. Einerseits formuliert er bleibende Einsichten: die Unterscheidung zwischen fundamentalen und nachgeordneten Wahrheiten, die Betonung der Rationalität des Glaubens,

das Bewusstsein für eine gewisse Eigenständigkeit theologischer Arbeit. Andererseits steht seine Methode im Kontext eines nachtridentinischen „Sicherheitsdenkens“, das Irrtum um nahezu jeden Preis vermeiden will. Diese tutoristische Grundhaltung förderte eine positive, auf Absicherung bedachte Schultheologie, erwies sich jedoch in späteren Epochen kreativer theologischer Erneuerung als begrenzt. In der Zusammenschau zeigen beide Beispiele, dass Kanonbildung in der katholischen Kirche der Frühen Neuzeit nicht nur die Abgrenzung verbindlicher Inhalte betrifft, sondern ebenso die Autorisierung von Personen und Methoden. Sie ist Ausdruck eines Ringens um normative Orientierung in Zeiten konfessioneller Umbrüche. Delgados Beitrag macht damit deutlich, dass theologische Kanonbildung stets auch kirchenpolitische, institutionelle und hermeneutische Dimensionen besitzt – und dass ihre kritische Reflexion angesichts gegenwärtiger Herausforderungen weiterhin notwendig bleibt.

In seinem Beitrag „Zaghafte ökologische Diskurse und der mühsame Weg ihrer Kanonisierung in der katholischen Kirche. Ein halbes Jahrhundert im Spiegel schöpfungstheologischer Annäherungen“ verweist Klaus Vellguth darauf, dass das Verhältnis von Mensch und Natur seit dem Mittelalter als hierarchisches Gefüge verstanden wurde: Der Mensch nahm aufgrund seiner „anima intellectiva“ eine übergeordnete Stellung innerhalb der Schöpfung ein, während Tiere und Pflanzen primär im Dienst des menschlichen Wohls standen. Dieses anthropozentrische Verständnis prägte die kirchliche Lehre über Jahrhunderte hinweg und bildete die Grundlage erster Aussagen zum Umweltschutz. Erst in den 1960er Jahren geriet diese Perspektive durch die Arbeiten von Lynn White Jr. und Seyyed Hossein Nasr in Frage, die die christliche Tradition für die Entstehung eines dualistischen Mensch-Natur-Verhältnisses und die daraus resultierende Umweltkrise verantwortlich machten. Der Beitrag zeichnet nach, dass Papst Paul VI. ökologische Themen vorsichtig aufgriff, zunächst im Rahmen sozialer und wirtschaftlicher Fragen, etwa in den Enzykliken „Populorum Progressio“ (1967) oder „Octogesima adveniens“ (1971), in denen er die moralische Verantwortung des Menschen für die Natur hervorhob. Dabei blieb die Perspektive jedoch überwiegend anthropozentrisch. Die Ausführungen zeigen auf, dass ökologische Fragen von Johannes Paul II. ebenfalls in Bezug auf die globale Ungleichheit zwischen reichen und armen Gesellschaften reflektiert wurden. In Enzykliken wie „Laborem exercens“ (1981) und „Sollicitudo rei socialis“ (1987) sowie in Botschaften zum Welt-

frieden thematisierte er Umweltzerstörung, setzte diese jedoch weiterhin in Relation zu menschlicher Arbeit und moralischer Verantwortung, ohne die anthropozentrische Grundhaltung kritisch zu hinterfragen. Daran anknüpfend skizziert der Beitrag, dass Benedikt XVI. ökologische Verantwortung vor allem mit dem Gedanken der „Humanökologie“ und damit mit tugendethischen Reflexionen zur Gestaltung menschlichen Handelns verknüpfte. Eine deutliche Wende trat erst mit dem Pontifikat von Papst Franziskus ein. Bereits kurz nach seinem Amtsantritt mahnte er zu einem achtsamen Umgang mit der Schöpfung und kritisierte die Kultur des Verschwendens. In seiner Umweltenzyklika „Laudato si’“ (2015) verband er ökologische, soziale und wirtschaftliche Verantwortung miteinander, machte die Schutzpflicht gegenüber allen Geschöpfen zur ethischen Leitlinie und betonte die besondere Verletzlichkeit der Armen. Mit „Querida Amazonia“ (2016) und „Laudate Deum“ (2023) unterstrich Franziskus die universale Verbundenheit aller Lebewesen und die Notwendigkeit eines kulturellen Wandels. Damit gelang es ihm erstmals, ökologische Verantwortung systematisch in den Kanon der katholischen Soziallehre zu integrieren. Anders als seine Vorgänger machte er den Schutz der Schöpfung zu einem festen Bestandteil kirchlicher Lehre und verband Umweltethik untrennbar mit sozialer Gerechtigkeit, globaler Solidarität und intergenerationeller Verantwortung.

Nachdem umweltethische und schöpfungstheologische Reflexionen spätestens im Pontifikat von Papst Franziskus in den Kanon der katholischen Soziallehre aufgenommen wurden, geht der Diskurs auch zu diesem Themenbereich weiter, um sich den aktuellen Herausforderungen zu stellen. Der Beitrag „Ökologie der Selbstwerdung. Christentum und Transhumanismus“ von Jan Juhani Steinmann untersucht das Verhältnis des technologischen Transhumanismus zum Christentum vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Krise der Humanität. Dabei werden drei Paradigmen unterschieden: die Humanität, die Trans-Humanität und die Theo-Humanität. Analysiert wird der aktuelle Wandel von der Humanitas hin zur Trans-Humanitas, wobei einerseits die Inkompatibilität des Christentums mit technologischem Transhumanismus aufgezeigt wird, andererseits die Notwendigkeit einer christlich geprägten Selbstüberschreitung betont wird. Dieser Prozess, der eine Verschränkung von menschlicher Selbstentwicklung, moralischer Verantwortung und schöpfungsethischem Bewusstsein umfasst, wird als „Ökologie der

Selbstwerdung“ bezeichnet. Ziel ist es, einen Weg zu einer Theo-Humanität aufzuzeigen, in der technologische Möglichkeiten im Einklang mit christlicher Ethik und humanistischer Verantwortung gestaltet werden. Der Beitrag zeigt auf, dass Prozesse von Diskurs und Kanonbildung niemals als abgeschlossen betrachtet werden können, sondern sich den sich wandelnden Herausforderungen von Gegenwart und Zukunft immer neu stellen müssen.